

Nach Crans-Montana sorgt sich die Schweiz wieder einmal um ihren Ruf. Als ob es darauf ankäme

Das Land möchte stets als Musterschülerin dastehen, als eine Insel der Reinheit und Perfektion. Oft ist das weltfremd, manchmal auch schädlich.

19.01.2026, 05.30 Uhr 5 Leseminuten

Hören 8:18

80

Teilen

Merken

Die Reaktionen waren erwartbar. «Jetzt steht der Ruf der Schweiz auf dem Spiel», titelten die Tamedia-Zeitungen, der «Blick» meinte: «Jetzt geht es um die Glaubwürdigkeit der Schweiz.» Auch die NZZ stellte besorgt fest: «Es geht längst auch um den Ruf der Schweiz.» Und selbst der SVP-Patron Christoph Blocher, der sonst die Schweiz stets gegen das Ausland verteidigt, raunte: «Ich schäme mich für die Schweiz.»

Eine grosse Katastrophe passiert – und die Schweiz sorgt sich um ihr Image.

Der Reflex ist nicht neu. Wie denkt wohl das Ausland über uns? Diese Frage scheint bei schwerwiegenden Ereignissen genauso wichtig zu sein wie jene nach den Opfern und den Verantwortlichen. Beim Ende der Swissair, beim Tunnelbrand vom Gotthard, bei der Rettung der UBS, bei der Debatte um die nachrichtenlosen Vermögen – stets ging es auch um die Sorge, das Ansehen des Landes könnte Schaden nehmen.

Ständiges Bemühen, geliebt zu werden

Der Historiker Sacha Zala hat für diese Schweizer Eigenschaft einen Begriff kreiert: Perzeptionshysterie. Diese geht einher mit dem Drang, stets als Musterschülerin dazustehen. Bei allen möglichen Länderrankings muss die Schweiz einen der obersten Ränge belegen, sonst ist man beleidigt. Und wehe, man rutscht einmal ein oder zwei Positionen hinunter. Dieser Ehrgeiz ist in vielen Bereichen positiv. Bei der Bildung, der Wissenschaft, der Freiheit, dem Wohlstand oder der Sicherheit ist es ein erstrebenswertes Ziel, zu den Topnationen der Welt zu gehören.

Doch das ständige Bemühen, vom Ausland bewundert und geliebt zu werden, geht viel weiter. Die Schweiz ist stets vorne dabei, wenn es um das Umsetzen aller möglichen internationalen Richtlinien geht, an die sich kaum ein anderes Land hält. Man will auf dem internationalen Parkett unbedingt mit seinen Guten Diensten glänzen – als ob es einen Unterschied macht, ob Friedensverhandlungen in Genf, in Oslo oder in Katar geführt werden. Wehe, irgendwo auf der Welt wird negativ über die Schweiz oder eine Schweizer Firma gesprochen, so erhält das immer ein riesiges Gewicht.

Manchmal nimmt die Perzeptionshysterie auch skurrile Formen an, etwa wenn eine ausländische Influencerin auf Tiktok über die hohen Preise in der Schweiz ablästert und dies dann zum grossen medialen Thema wird. Bei grösseren Ereignissen in der Schweiz darf die Presseschau nie fehlen – «so berichtet das Ausland».

Sind wir bloss Profiteure?

Dass die Schweiz derart auf ihren Ruf fixiert ist, hat auch mit dem Zweiten Weltkrieg zu tun. Während rund um die Schweiz alles darniederlag, blieb das Land weitgehend unversehrt. Vor allem aus den USA kamen Vorwürfe, die Schweiz habe sich ihre gute Position durch die Zusammenarbeit mit Nazi-Deutschland erkaufte. Zudem stand das Land wegen der Zurückweisung jüdischer Flüchtlinge an der Grenze in der Kritik.

Der Verdacht, die Schweiz sei eine Profiteurin, die auch zu moralisch verwerflichen Mitteln greife, schwelt seither latent mit, selbst wenn er gar nicht explizit geäussert wird. Bis heute stösst die Behauptung, wir seien nur so reich, weil wir uns auf Kosten anderer bereicherten, in weiten Kreisen auf fruchtbaren Boden.

Hinzu kommt in der Schweiz der Komplex des Kleinstaates. Sich überkorrekt zu verhalten, ist eine Möglichkeit, um bei den Grossen zu punkten. Die Kleinen sind auf den Goodwill der Starken angewiesen, das gilt auf dem Pausenplatz genauso wie in der Geopolitik.

Daher erstaunt es wenig, dass die Bundesbehörden der Imageförderung seit Jahrzehnten eine hohe Priorität einräumen. 1974 zum Beispiel führte der Bund eine grossangelegte Umfrage über das Bild der Schweiz auf der Welt durch. Im Bericht zu Asien heisst es: «Die iranische Jugend betrachtet unser Land als überaltert, senil, ohne Schwung.» Man nahm das durchaus ernst und überlegte sich, wie das Image bei der Gruppe der weniger Gebildeten in gewissen Regionen verbessert werden könnte, bei denen der Ruf laut der Umfrage schlechter war als bei den Mächtigen. 2001 gründete der Bund mit «Präsenz Schweiz» eigens eine Organisation für die Imagepflege im Ausland.

Was nicht dem Idealbild entspricht, muss weg

Interessanterweise wissen vor allem linke Kreise das Streben der Schweiz nach einem makellosen Image zu instrumentalisieren. Alles, was vom Idealbild abweicht, muss bekämpft oder verboten werden.

Rohstoffkonzerne? Ein Reputationsrisiko. Die Fifa? Eine kriminelle Vereinigung. Die Chefs multinationaler Konzerne? Abzocker. Kunstwerke, die ein Waffenfabrikant gesammelt hat? Böse. Die Liste liesse sich beliebig fortsetzen. Ob die Welt tatsächlich eine bessere wird, wenn die Fifa oder Glencore ihren Hauptsitz ins Ausland verlegen, spielt dabei keine Rolle.

Wie realitätsfremd ein solches Denken ist, zeigte sich besonders deutlich beim russischen Überfall auf die Ukraine. Die Schweiz hatte auf Druck der Linken über Jahre die Gesetze zum Waffenexport verschärft, mit dem Argument, dass man sich sonst an Kriegen mitschuldig mache. Doch plötzlich geriet das Land genau wegen dieser Gesetze international in die Kritik. Die strengen Regeln zu Verkauf und Weiterverkauf von Schweizer Waffen halfen dem russischen Aggressor, hiess es. Was als Massnahme gedacht war, um vorbildlich dazustehen, hatte sich ins Gegenteil verkehrt. Einmal mehr zeigte sich: Die Trennlinien zwischen Gut und Böse sind nicht immer so klar, wie man auf den ersten Blick meint.

Die USA haben das Schweizer Streben nach Makellosigkeit schon mehrmals genutzt, um ihre Interessen durchzubringen. Zum Beispiel bei der Debatte um die Rückgabe von Kunstwerken, die jüdische Eigentümer im Zuge der Nazi-Verfolgung veräussert hatten. Die USA drängten die Schweiz erfolgreich dazu, Abkommen zu unterzeichnen, die die Kriterien für Rückgaben stark ausweiteten. Dabei verwiesen sie auf die Moral und das Ansehen der Schweiz. Bloss: Die USA halten sich selber nicht an diese Abkommen. Ähnliches geschah zuvor mit dem Bankgeheimnis. Während es in der Schweiz auf Druck der USA für ausländische Kunden abgeschafft wurde, kann man im US-Gliedstaat Delaware weiterhin über Trusts anonym sein womöglich unversteuertes Geld parkieren.

«Kein Ruhmesblatt»

Das Schweizer Reinheitsideal ist auch für viele Medien zum Massstab geworden. Bei jedem Krieg, jeder Umweltkatastrophe machen sich Journalisten an die Arbeit, um dann entrüstet berichten zu können: «Spuren führen in die Schweiz.» Entdeckt man in russischen Drohnen einen Schweizer Chip, ist die Schweiz mitschuldig am Angriffskrieg – auch wenn diese Chips lange vor dem Krieg und über Umwege nach Russland gelangt sind. Verursacht ein entfernter Sublieferant eines Unternehmens mit Sitz in der Schweiz eine Gewässerverschmutzung im Regenwald, ist die Schweiz mitverantwortlich.

Für die «kritischen» Enthüllungsjournalisten ein leichtes Spiel. Die Schweiz ist eines der am stärksten globalisierten Länder der Welt, also führen auch immer irgendwelche Spuren in die Schweiz.

Ähnlich gehen auch viele Historiker vor, die sich mit der Schweizer Geschichte beschäftigen. Als Basis dient das Bild eines Landes mit tadelloser Vergangenheit. Was nicht diesem Bild entspricht – und das ist einiges –, wird mit ernster Miene angeprangert. Dafür hat sich sogar ein eigener Ausdruck durchgesetzt: Das sei «kein Ruhmesblatt für die Schweiz», heisst es jeweils, wenn von einer negativen Episode die Rede ist. Als ob es darum gegangen sei, Ruhm zu erlangen.

Selbstverständlich ist es wichtig, die dunklen Seiten der Geschichte kritisch auszuleuchten. Doch das geht auch ohne moralischen Zeigefinger. Im Zweiten Weltkrieg war die Schweiz vollständig umgeben von den Achsenmächten, also von Terrorregimen, die Millionen von Toten verursachten. Diesen Kontext einfach auszublenden, wenn von damaligen Entscheidungen die Rede ist, und über das fehlende Ruhmesblatt zu lamentieren, ist genauso deplatziert wie eine simple Glorifizierung.

Dasselbe gilt für die Aufarbeitung von Crans-Montana. Diese muss schonungslos und transparent erfolgen, keine Frage. Jedoch nicht, damit das Land international wieder gut dasteht oder um die aggressive italienische Presse zu beruhigen. Sondern weil man es den Opfern und den Angehörigen schuldig ist.